



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Twain, Mark: Ein Besuch auf den Sandwichsinseln. III.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auch hier aber siegte die Jury durch die berühmte von Fox durchgesetzte Libellacte von 1792.

Nun steht es fest, daß die Jury vollkommen frei auch die Rechtsfrage mitentscheidet, und daß sie, während allerdings die Straffestsetzung lediglich Sache des Richters ist, nur in ihrem Gewissen verpflichtet ist, bei Beurtheilung der Schuldfrage der Rechtsbelehrung des Richters zu folgen, und so gilt denn in England bei der Controle, welche die Richter über das Verdict ausüben, wirklich die doppelte Garantie für den Angeklagten, daß er nicht verurtheilt werden darf gegen die freie Ueberzeugung der Männer aus dem Volke, aber auch nicht gegen die Ansicht des Richters, wenn dieser nach Rechtsgrundsätzen, oder weil ihm der Beweis auf unsicherer Grundlage zu beruhen scheint, eine Verurtheilung für ungerechtfertigt erklärt. L. v. Bar.

Ein Besuch auf den Sandwichsinseln

von

Mark Twain.

III.

Indem wir über dem Marktplatz gingen, sahen wir Honolulu unter den günstigsten Verhältnissen, d. h. in der vollen Glorie eines Sonnabends Nachmittags. Der Sonnabend ist bei den Eingeborenen ein Festtag. Die Mädchen des Landes jagten zu zweien, zu dreien, zu Duzenden und bisweilen in ganzen Compagnien, wie Männer im Sattel sitzend, auf schnellen, aber unschönen Pferden die Straßen auf und nieder, wobei ihnen ihre bunten Reitkleider wie Banner nachwehten. Ein solcher Trupp behaglicher fröhlicher Reiterinnen auf ihrer natürlichen Heimstätte, dem Sattel, giebt ein heiteres und anmuthiges Bild. Das Reitkleid von dem ich spreche, ist nichts als eine lange, breite Schärpe, die wie ein Wirthshaus-Tafeltuch prächtig gefärbt, einmal um die Lenden geschlagen, dann offenbar zwischen den Beinen durchgezogen und mit jedem Ende von rückwärts über dieselben geworfen ist und hinten auf beiden Seiten bis über den Schweif des Pferdes hinaus flattert wie ein Paar Phantasie-Flaggen. Dann läßt das Mädchen die Steigbügel zwischen ihre nackten Zehen schlüpfen, wirft die Brust vor, sitzt gerade wie ein Generalmajor und segt vorüber wie der Wind.

Die Mädchen legen Sonnabends Nachmittags allen ihren Fuß an, seine schwarze Seidenkleider, rothe, die so grell lodern, daß es einem die Augen ausbrennen könnte, andere so weiß wie Schnee, noch andere, die über den Regenbogen gehen. Sie tragen ihre Haare in Necken und verzieren ihre braunen Hüte mit natürlichen Blumen und umhängen sich den dunklen Hals mit

selbstgemachten Halsketten aus der prachtvollen rothen Blüthe der Ohia, und sie füllen die Märkte und die anliegenden Straßen mit ihrer bunten Gegenwart und — riechen mit ihrem gräulichen Kokusnußöl wie eine in Brand gerathene Lumpensammlerstube.

Gelegentlich sieht man einen Heiden von den sonnigen Eilanden tief unten im Süden mit einem so tätowirten Gesicht und Hals, daß er aussieht, wie der wohlbekannte Bettelmann von Washoe, der in einem Bergwerk in die Luft gesprengt worden ist. Einige sind mit dunkelblauer Farbe bis zur Oberlippe herab tätowirt, gleichsam maskirt; denn das natürlich lichte Gelb der Haut des Mikronesiers bleibt von da an unpunctirt. Einige haben breite Streifen, die auf beiden Seiten des Gesichts vom Haar bis zum Halse herunterlaufen, und dazwischen ein Stück des ursprünglichen Gelb, zwei Zoll breit — ein Bratrost, bei dem eine Querstange abgebrochen ist. Bei einigen ist das ganze Gesicht durch die volksthümliche Tinte umgefärbt, und nur zwei dünne Wellenlinien des angeborenen Gelb laufen quer über das Gesicht von Ohr zu Ohr, und Augen funkeln unter schattigem Putrand aus dieser Dunkelheit wie Sterne bei einer Mondfinsterniß.

Indem wir uns in dem rührigen Gedränge hinbewegen, kommen wir zu den Poi-Verkäufern, die im Schatten in echt nationaler Weise auf ihren Fersen hocken und von Kunden umstanden sind. Das Poi sieht wie unser gewöhnlicher Mehlfleister aus und wird in großen Schüsseln aufbewahrt, die aus Kürbissen gemacht sind und etwa drei oder vier Gallonen halten. Poi ist das Hauptnahrungsmittel der Eingebornen und wird aus der Taropflanze bereitet. Die Wurzel der letzteren sieht wie eine dicke oder, wenn das besser klingt, wie eine corpulente Kartoffel von der länglichen Sorte aus und nimmt durch Kochen eine leichte dunkelrothe Farbe an. Sie ist dann ein erträgliches Ersatzmittel des Brotes. Die Kanakas hacken sie in Erdlöchern, stampfen sie dann mit einer schweren Lavafeule, vermischen es mit Wasser bis es eine Art Brei wird, setzen es bei Seite und lassen es gähren, wo es Poi wird — eine wenig anlockende Mischung, fast geschmacklos vor der Gährung und später zu sauer, um ein Vergnügen zu sein. Aber nichts ist nahrhafter. Wird es indeß ohne Beigabe anderer Speisen genossen, so giebt es Magensäure, was genügend den launenhaften Charakter der Kanakas erklärt. Ich glaube, es gehört ebensoviel Geschick dazu, Poi richtig zu handhaben, als mit chinesischen Stäbchen Reis zu essen. Der Zeigefinger wird in den Brei hineingestoßen und rasch ein paar Mal herumgedreht, worauf er ebenfalls rasch zurückgezogen wird und dann dick mit dem Kleister bekleidet erscheint, wie wenn er bepflanzt wäre. Der Kopf wird zurückgeworfen, der Finger in den Mund gesteckt und die Delikatesse abgeleckt und hintergeschluckt, während die Augen sich sanft wie in schmachsender Verzückung schließen. Gar mancher verschiedene Finger

geht in dieselbe Schüssel zu Gaste, und gar mancher verschiedene Schmutz; gar manche verschiedene Art und Sorte von Duft tritt zu den Tugenden ihres Inhalts.

Um eine kleine Bude waren eine Menge von Eingebornen versammelt, um die Awa-Wurzel zu kaufen. Es heißt, ohne den Gebrauch dieser Wurzel würde die Abnahme des Volkes, die in früheren Zeiten infolge gewisser eingeschleppter Krankheiten sich kundgab, viel größer gewesen sein, als sie war, aber Andere behaupten, das sei lediglich eine Einbildung. Alle aber stimmen darin überein, daß Poi jemand, der abgelebt und durch Trunksucht in seiner Lebenskraft gebrochen ist, wieder jung macht, und daß es in manchen Krankheiten zur Genesung führt, nachdem alle andern Arzneien sich nutzlos erwiesen haben. Dagegen gestehen nicht Alle der Awa die heilsamen Eigenschaften zu, die Einige ihr zuschreiben. Die Eingebornen bereiten aus ihr ein berauschesendes Getränk, welches bei denen, welche beharrlich darin schwelgen, fürchterliche Wirkung hat. Es bedeckt den Körper mit trocknen, weißen Flechten, entzündet die Augen und hat frühzeitige Gebrechlichkeit zur Folge. Obwohl der Mann, vor dessen Etablisement wir stehen blieben, der Regierung jährlich für die Erlaubniß, Awa-Wurzeln zu verkaufen, achthundert Dollars zu entrichten hat, soll er alle zwölf Monate ein kleines Vermögen zurücklegen, wogegen Salonwirths, die jährlich tausend Dollars für das Privilegium, Whisky im Einzelnen verkaufen, zahlen, nur das knappe Leben dabei herauschlagen.

Wir fanden den Fischmarkt gedrängt voll Menschen; denn der Eingeborne ist ein großer Liebhaber von Fischen. Er verspeist die Waare roh und lebendig und — aber sprechen wir lieber von was Anderem.

In alten Zeiten war der Sonnabend hier ein großer Galatag. Die ganze eingeborne Bevölkerung der Stadt ließ dann ihre Arbeit liegen, und das benachbarte Landvolk reiste nach der Capitale. Dann mußten die weißen Leute sich in ihren vier Pfählen halten; denn jede Straße war so voll von dahersprengenden Reitern und Reiterinnen, daß es nahezu unmöglich war, durch die Cavalcaden sich hindurch zu winden, ohne zum Krüppel getreten zu werden.

Des Nachts schmauften sie, und die Mädchen tanzten die lascive Hulahula — einen Tanz, der die wohlherzogne Bewegung von Bein und Arm, Hand, Kopf und Körper in höchster Vollkommenheit, den genauesten Einklang aller Wendungen und den besten Takt im Tritt zeigen soll. Derselbe wurde von einem Kreise von Mädchen getanzt, die kein Kleidungsstück an hatten, das der Rede werth war, und eine endlose Reihenfolge von Drehungen und Figuren durchmachten. Es gab weder einen Tanzmeister noch Musik dabei, und doch hielten sie so gut Takt und bewegten sich so übereinstimmend, daß, wenn sie eine gerade Linie bildeten, Hände, Arme, Leiber, Beine und Köpfe in einer

Harmonie sich wiegten und beugten, sich drehen, sich hoben, sich senkten, sich krümmten, sich streckten, wirbelten, zuckten und sich wanden, als ob sie Theil und Zubehör eines einzigen Individuums wären, und es schwer war, sich des Glaubens zu enthalten, sie würden sammt und sonders von einem vortrefflichen Mechanismus bewegt.

In den letzten Jahren jedoch hat der Sonnabend die meisten seiner ehemaligen prächtigen Züge verloren. Diese allwöchentliche Hezjagd der Eingebornen störte die Arbeit und die Interessen der Weißen zu sehr, und indem man hier ein Gesetz vorsteckte, dort eine Predigt dagegen losließ, sowie durch andere Mittel, beseitigte man sie zuletzt bis auf schwache Reste. Die demoralisirende Hulahula wurde verboten, wenigstens für die Tageszeit und die Deffentlichkeit. Sie durfte nur noch des Nachts und bei verschlossenen Thüren in Gegenwart weniger Zuschauer getanzt werden und nur nach gebührender Erlegung von zehn Dollars an die Regierung, deren Erlaubniß eingeholt werden mußte. Nur wenige Mädchen sollen heutzutage noch im Stande sein, diesen alten Nationaltanz mit höchster künstlerischer Vollendung zu tanzen.

Die Missionäre haben alle Eingebornen zu Christen gemacht und erzogen. Sie gehören insgesammt der Kirche an, und nicht einer ist unter ihnen, der über acht Jahre alt wäre und nicht mit Geläufigkeit in seiner Muttersprache lesen und schreiben könnte. Es ist die am besten unterrichtete Volksrace außerhalb Chinas. Sie haben alle möglichen Bücher, die in der Kanakasprache gedruckt sind, und alle Eingebornen studiren gern darin. Sie sind ferner eingefleischte Kirchgänger — nichts kann sie davon abhalten. Aus dieser bessernden Cultivirung hat sich zuletzt in den eingebornen Frauen ein tiefer Respect vor der Keuschheit entwickelt — d. h. vor der Keuschheit bei andern Leuten. Das ist vielleicht genug gesagt über dieses Kapitel. Die National-sünde wird aussterben, wenn die Race ausstirbt, aber vermuthlich nicht eher. Aber ohne Zweifel wird diese Reinigung nicht lange mehr auf sich warten lassen, wenn wir bedenken, daß der Contact mit der Civilisation und den Weißen die nationale Bevölkerung von vierhunderttausend Seelen (Kapitän Cooks Schätzung) binnen etwas mehr als achtzig Jahren auf fünfundfünfzigtausend herabgebracht hat.

Die Gesellschaft ist in diesem wichtigen Mittelpunkt der Regierung, der Missionäre und der Walfischfahrer eine wunderliche Mischung. Kommt man mit einem Fremden ins Gespräch und empfindet man das natürliche Verlangen, zu wissen, auf welcher Art Boden man sich befindet, und zu erfahren, was für eine Sorte Mensch dieser unser Fremder ist, dreist heraus dann und ihn mit „Kapitän“ angeredet. Man beobachte ihn dann näher, und sieht man an seinem Gesicht, daß man auf falscher Fährte ist, so frage man ihn, wo er predigt. Mit Sicherheit kann man wetten, daß er entweder ein Mis-

sionär oder Kapitän eines Walfischfahrers ist. Ich bin jetzt persönlich bekannt mit zweiundsiebzig Schiffskapitänen und neunundneunzig Missionären. Die Kapitäne und Geistlichen bilden eine Hälfte der Bevölkerung, das dritte Viertel besteht aus gemeinen Kanakas und fremden Kaufleuten mit ihren Familien, und das letzte Viertel aus höhern Beamten der hawaiischen Regierung. Und es giebt Rakzen genug für alle miteinander — jeder Kopf kann drei Stück bekommen.

Neulich begegnete mir ein würdevoller Fremder in einer der Vorstädte und sagte:

„Guten Morgen, Wohlehrwürden. Predigen ohne Zweifel in der steinernen Kirche da drüben?“

„Nein. Das nicht. Ich bin kein Prediger.“

„Ei wirklich nicht, bitt' um Verzeihung, Kapitän. Hoffe, Sie haben bei letzter Fangzeit gute Geschäfte gemacht. Wie viel Thran“ —

„Thran? Wofür halten Sie mich? Ich bin kein Walfischjäger.“

„D ich bitte tausendmal um Vergebung, Eurer Exzellenz, Generalmajor in den Haustruppen ohne Zweifel? Minister des Innern vermuthlich? Kriegsminister? Erster Kammerherr? Commissär der königlichen —“

„Schnack! Ich bin kein Beamter. Ich stehe in keiner Weise mit der Regierung in Verbindung.“

„Na Gott stärke mich! Wer zur Schwerenoth sind Sie und was zur Schwerenoth sind Sie denn dann. Und wie zum Teufel sind Sie hierher gerathen, und wo zum Donnerwetter sind Sie hergekommen?“

„Ich bin nur eine Privatperson — ein anspruchsloser Fremder — vor Kurzem aus Amerika eingetroffen.“

„Nein? Also kein Missionär! Kein Walfischfahrer! Kein Mitglied von Seiner Majestät Regierung. Nicht einmal Marineminister! Ach Himmel, es ist zu beseligend, um wahr zu sein. Weh mir, ich träume wohl nur. Und doch dieses edle, bledere Gesicht — Diese gescheidten Denkeraugen, diese massive Stirn unfähig zu — zu allem Möglichen! Ihre Hand, Fremdling, geben Sie mir ihre Hand, glänzender herrenloser Fund. Entschuldigen Sie diese Thränen. Sechzehn lange Jahre habe ich geschmachtet nach einem Augenblick wie dieser. —“

Hier übermannte ihn sein Gefühl und er fiel in Ohnmacht. Ich bedauerte das arme Geschöpf von ganzem Herzen. Ich war tief gerührt. Ich vergoß ein paar Zähren über ihm und küßte ihn statt seiner Mutter. Dann nahm ich, was er an kleinem Gelde bei sich hatte und „schob ab“.

Ich citirte immer noch mein Tagebuch.

Ich fand, daß die nationale Gesetzgebung aus einem halben Duzend

weißen Leuten und dreißig oder vierzig Eingebornen bestand. Es war eine dunkle Versammlung. Die Edlen und die Minister, zusammen ungefähr ein Duzend, nahmen David Kalakaua, den Kammerherrn des Königs, und den Prinzen William an der Spitze, die äußerste Linke der Halle ein. Der Präsident der Versammlung, Seine Königliche Hoheit Kekuanaoa (jetzt verstorben) und der Vicepräsident, ein Weißer, saßen auf der Tribüne, wenn ich es so nennen darf.

Der Präsident ist der Vater des Königs. Er ist ein gerade einherschreitender, stark gebauter, weißhaariger, brauner alter Gentleman mit einem breiten Gesicht, der ungefähr achtzig Jahre alt sein mag. Er war einfach, aber gut gekleidet in einen blauen Tuchrock, weiße Weste und weiße Beinkleider ohne Flecken, Staub oder sonstigen Tadel. Er trägt sich mit einer ruhigen Würde und ist ein Mann von vornehmer Haltung. Er war als junger Mann ein hervorragender Krieger unter jenem schrecklichen Kriegshelden Kamehameha dem Ersten, vor mehr als einem halben Jahrhundert. Kannte man seine Laufbahn, so fielen einem etwa solche Gedanken ein: Dieser Mann hat, nackt wie der Tag, an dem er geboren worden, Kriegskeule und Speer in der Hand, an der Spitze einer Horde von Wilden vor mehr als anderthalb Generationen andre Horden von Wilden angegriffen und in Blutvergießen und Gemetzel geschwelgt, er hat hölzerne Götzen auf fromm gebeugten Knieen angebetet und Hunderte seines Volkes als Opfer diesen Holzbildern schlachten sehen, zu einer Zeit, wo noch keines Missionärs Fuß diesen Boden betreten und er noch nichts von dem Gotte des weißen Mannes gehört hatte, er hat geglaubt, daß sein Feind ihn ins geheime todtbeten könne, hat in seiner Kindheit den Tag gesehen, wo es ein todeswürdiges Verbrechen war, mit seiner Frau zu essen oder, für einen gemeinen Mann, seinen Schatten auf den König fallen zu lassen, und nun sieh Dir ihn mal jetzt an. Ein gebildeter Christ, nett und sauber gekleidet, ein vornehm denkender eleganter Herr, ein Reisender in gewissem Maß und ein Mann, welcher der geehrte Gast des Königthums in Europa gewesen ist, ein Mann, der geübt in der Führung der Zügel einer erleuchteten Regierung und wohlbewandert in der Politik seines Landes sowie im allgemeinen praktischen Wissen ist. Sieh ihn da sitzen und den Vorsitz führen bei den Verhandlungen einer gesetzgebenden Körperschaft, unter deren Mitgliedern sich Weiße befinden, eine ernste, würdige, staatsmännische Persönlichkeit, allem Anschein nach für den Platz geboren und geschaffen, wie wenn er in seinem Leben keinen andern inne gehabt. Wie die Erfahrungen des verhängnißvollen Lebens dieses alten Mannes die wohlfeilen Erfindungen der Romanschreiber beschämen!

Kekuanaoa ist nicht von königlichem Blute. Er leitete seinen fürstlichen Rang von seiner Gemahlin ab, die eine Tochter Kamehameha's des Großen
Grenzboten 1873. III.

war. In andern Monarchien hat bei der Ableitung der Genealogien die männliche Linie den Vorrang vor der weiblichen, aber hier ist das Gegentheil der Fall — die weibliche Linie geht vor. Ihr Grund dafür hört sich ganz vortrefflich an, und ich empfehle ihn der Aristokratie von Europa. Sie sagen: es ist leicht, zu wissen, wer jemandes Mutter ist, aber u. s. w. u. s. w.

Die Bekehrung der Eingebornen zum Christenthum hat einige Vorstellungen ihres barbarischen Aberglaubens kaum geschwächt, geschweige denn ausgerottet. Ich bezog mich soeben erst auf eine derselben. Noch immer meint ein großer Theil des Volkes, wenn einer unsrer Feinde irgend etwas von unsern Sachen in seine Gewalt bekommen könne, so könne er uns, wenn er darauf kniee, todtbeten. Deshalb weilt mancher Eingeborne hin und stirbt, einfach, weil er sich einbildet, daß irgend ein Feind eine Reihenfolge gesundheitschädlicher Gebete gegen ihn losläßt. Dieses Todtbeten sieht auf den ersten Augenblick recht albern aus, aber wenn wir uns gewisse Kanzelanstrengungen gewisser Geistlichen bei uns selbst (der Uebersetzer fügt hinzu: gewisse neuerdings vorgekommene Leistungen Roms und seines ultramontanen Schweifs im Fluchen) ins Gedächtniß zurückerufen, wird die Sache doch plausibel.

In früheren Zeiten war unter diesem Inselvolke nicht nur eine Mehrheit von Gattinnen gebräuchlich, sondern auch eine Mehrheit von Gatten. Manche eingeborne Frau von vornehmerm Stande hatte nicht weniger als sechs Männer. Eine in der Art versorgte Frau wohnte nicht zu gleicher Zeit mit allen ihren Gemahlen zusammen, sondern lebte abwechselnd mit einem mehrere Monate. Ein gewisses wohlbekanntes Zeichen hing während dieser Monate an ihrer Thür. Wenn das Zeichen weggenommen wurde, bedeutete das: „Seht der Nächste!“

In diesen Zeiten wurden die Weiber streng belehrt, „wo ihr Platz war“. Ihr Platz war, alle Arbeit zu thun, alle Püffe hinzunehmen, alle Nahrung zu beschaffen und sich mit dem zu begnügen, was übrig blieb, wenn ihr Eheherr mit seiner Mahlzeit fertig war. Der Frau war nicht bloß durch ein altes Gesetz bei Todesstrafe untersagt, mit ihrem Gatten zu essen oder ein Kanoe zu betreten, sondern es war ihr auch unter derselben Strafe verwehrt, Bananen, Ananas, Orangen und anderes edles Obst zu irgend einer Zeit oder an irgend einem Orte zu essen. Sie hatte sich ziemlich streng auf Poi und harte Arbeit zu beschränken. Diese armen unwissenden Heiden scheinen eine Art im Duffer tastender Idee davon gehabt zu haben, was dabei herauskam, als das Weib im Garten Eden Obst aß und hatten keine Lust, das Risiko mit der Sache nochmals zu übernehmen. Aber die Missionäre machten dieser befriedigenden Ordnung der Dinge ein Ende. Sie befreiten das Weib und stellten es mit dem Manne auf gleiche Stufe.

Die Eingebornen hatten ferner die romantische Mode, einige ihrer Kinder

lebendig zu begraben, wenn die Familie stärker als nothwendig wurde. Die Missionäre schritten auch in dieser Sache ein und beseitigten sie.

Bis auf den heutigen Tag sind die Eingebornen im Stande, sich hinzulegen und zu sterben, sobald sie nur wollen, ob ihnen etwas fehlt oder nicht. Seht ein Kanaka sich's in den Kopf, zu sterben, so ist's sein Ende; niemand kann ihn überreden, es sein zu lassen, alle Doctoren der Welt könnten ihn nicht retten. Ein Luxus, der ihnen mehr Freude macht, als irgend etwas Anderes, ist ein stattliches Leichenbegängniß. Will jemand einen ihm lästigen Eingebornen los sein, so braucht er nichts weiter zu thun, als ihm ein schönes Begräbniß zu versprechen und die Stunde zu nennen, und sein Mann wird mit der Minute zur Hand sein oder wenigstens seine sterblichen Reste werden es sein.

Alle Eingebornen sind jetzt Christen, aber viele von ihnen fallen in Zeiten der Noth zeitweilig ab, um sich um Hilfe an den großen Haifisch, den Gott ihrer Väter, zu wenden. Ein Ausbruch des Vulkans Kilauja oder ein Erdbeben bringt immer ein gutes Theil latenter Ehrfurcht vor dem großen Haifisch-Gotte zum Vorschein. Es wird allgemein behauptet, daß selbst der König, ein so wohlgezogener, gebildeter und vornehmer Herr er unzweifelhaft auch ist, sich an die Götzen seiner Väter um Beistand wendet, wenn ein Unglück droht. Ein Pflanzler fing einen Haifisch, und einer von seinen christlichen Eingebornen bekundete seine Emancipation von der Herrschaft des alten Aberglaubens dadurch, daß er den Haifisch nach einer Weise, die der von ihm aufgegebene Glaube verbot, zerstückten half. Aber bald begann ihn das Gewissen zu quälen. Er wurde schwermüthig und suchte die Einsamkeit auf, brütete über seiner Sünde, wies alle Nahrung zurück und sagte schließlich, er müsse sterben und von Rechtswegen sterben; denn er hätte gegen den großen Haifisch-Gott gesündigt und könnte keinen Frieden mehr finden. Er blieb dabei, kein Zureden und kein Spott half, und nach Verlauf eines Tages oder zweier legte er sich in sein Bett und starb richtig, obwohl kein Symptom von Krankheit an ihm zu merken war. Seine junge Tochter folgte ihm auf den Fersen und erlitt binnen acht Tagen ein gleiches Schicksal. Der Aberglaube sitzt diesen Kanakas in Blut und Knochen, und es ist nur natürlich, wenn er in Zeiten der Noth zum Ausbruch kommt. Wohin auch man auf den Inseln geht, überall findet man neben dem Wege kleine Steinhausen, die mit Laubopfern bedeckt sind, welche die Eingebornen hingelegt haben, um böse Geister zu besänftigen oder Localgottheiten zu ehren, welche zu der Mythologie früherer Tage gehörten.

In den ländlichen Districten der Inseln stößt der Reisende fast stündlich auf Schaaren brauner Mädchen, die in den Bächen oder in der See baden, ohne irgend eine Bekleidung anzuhaben und keinen sehr unmäßigen Eifer

an den Tag legen, ihre Nacktheit zu verbergen. Als die Missionäre zuerst ihren Wohnsitz in Honolulu aufschlugen, pflegten die eingebornen Frauen ihnen häufig freundschaftliche Besuche abzustatten, aber nie waren sie dabei auch nur mit einem Erröthen bekleidet. Man fand, daß es schwer hielt, ihnen begreiflich zu machen, daß dieß ziemlich undelicat sei. Schließlich besorgten ihnen die Missionäre lange, lose Rattunkleider, und das machte der Schwierigkeit ein Ende, denn die Weiber zogen jetzt schaaarenweise splitternackt durch die Stadt, trugen die Kleider zusammengelegt unter den Armen, marschirten nach den Missionshäusern und machten sich dort an das Ankleiden.

Die Eingebornen legten bald eine starke Neigung, sich zu bekleiden, an den Tag, aber binnen Kurzem ergab sich's, daß sie die Kleider nur begehrten, um Staat damit zu machen. Die Missionäre führten eine Quantität Männer- und Frauenhüte und andere Bekleidungsgegenstände ein, veranstalteten eine allgemeine Vertheilung und baten die Leute, den nächsten Sonntag nicht nackt, wie gewöhnlich in die Kirche zu kommen. Und sie thaten das auch nicht. Aber die nationale Tugend der Selbstlosigkeit ließ sie mit den Nachbarn, die nicht bei der Vertheilung gewesen, theilen, und am nächsten Sabbath konnten die armen Prediger sich kaum das Lachen verbeißen vor ihren ungeheuren Gemeinden. Mitten im Ablefen eines frommen Liedes stolzirte mit der größten Würde eine stattliche braune Dame den Gang zwischen den Kirchenstühlen herauf, die nichts in der Welt anhatte als einen Fienrohrhut und ein Paar wohlfeile Handschuhe. Eine andere Dame folgte, die sich mit einem Manneshemde und sonst nichts herausstaffirt hatte. Eine dritte trat mit einem locketen Aufschwung herein und hatte sich einfach die Ärmel eines Rattunkleides um die Taille gebunden, während der Rest des Gewandes hinter ihr herschleppte wie der Schweif eines Pfauhahns, wenn er herabgelassen ist. Ein prachtvoller Kanakastücker wandelte herein mit großen Schritten, stolz auf den Frauenhut, den er mit der hintern Seite nach vorn aufgesetzt hatte, er trug nur diesen, sonst nichts von Kleidern. Nach ihm schritt sein Kamerad einher, der sich die Beine von einem Paar Hosen um den Hals geschlungen, sich aber mit nichts weiter beschwert hatte. Ihm auf den Fersen folgte ein dritter Gentleman, der einzig und allein ein feuerrothes Halstuch und eine gestreifte Weste anhatte. Die armen Geschöpfe strahlten von Gefallen an sich selbst und waren sich ganz und gar nicht bewußt, wie abgeschmackt sie aussahen. Sie betrachteten einander mit seligem Staunen, und es war deutlich zu sehen, daß die jungen Mädchen Notiz davon nahmen, was die eine und die andere anhatte, und sie machten das so natürlich, als ob sie immer in einem Lande voll Bibeln gelebt und gewußt hätten, wozu Kirchen gemacht sind — in der That, hier hatte man einen Beweis tagender Gessittung. Der Anblick, den die Gemeinde darbot, war so außer-

ordentlich und bei alledem so rührend, daß die Missionäre es schwierig fanden, beim Texte zu bleiben und mit dem Gottesdienste fortzufahren, und bald nachher, als die einfachen Kinder der Sonne in offener Versammlung mit den Kleidern wie Vögel mit den Fittichen zu schlagen begannen und unwiderstehlich zum Lachen reizende groteske Wirkungen mit Umkleiden hervorbrachten, blieb nichts dagegen übrig, als die Sache kurz mit dem Segen abzubrechen und die phantastische Versammlung heimzuschicken.

In unserm Lande spielen die Kinder „Haushaltens“. In derselben hochklingenden, aber kleinlichen Weise spielt ein erwachsenes Volk hier mit dem ärmlichen Bißchen Material an schmalem Gebiet und magerer Bevölkerung „Königreichs“. Da haben wir Seine Königliche Majestät den König mit dem Jahrgelalt eines Mitgliedes der newyorker Geheimpolizei, dreißig oder fünfunddreißigtausend Thalern, die aus der „königlichen Civilliste“ fließen und aus der „königlichen Domaine“. Er wohnt in einem „Palast“, der eine zweistöckige Bretterhude ist. Und da haben wir ferner „die königliche Familie“ — den üblichen Bienenstock von königlichen Brüdern, Schwestern, Vettern und (wir verwahren uns vor der Annahme, daß wir die folgenden respectwidrigen Aeußerungen des boshaften Yankee irgendwie gerechtfertigt finden könnten) andern vornehmen Drohnen, die mit einer Monarchie gewöhnlich zusammenhängen — alle mit einem Löffel, in der Breischüssel der Nation und alle mit Titeln wie Seine oder Ihre Königliche Hoheit, der Prinz oder die Prinzessin So und so. Indes können es nur wenige derselben mit ihrer königlichen Pracht soweit treiben, daß sie in Kutschen fahren. Sie bedienen sich des wohlfeilen Kanaka-Pferdes oder reiten wie die Plebejer auf Schusters Kappen.

Dann ist da Seine Excellenz, der „königliche Kammerherr“ — eine Sinecure; denn die hawaiische Majestät kleidet sich mit eigener hoher Hand an, ausgenommen, wenn sie in Waikiki den Landaufenthalt genießt, und dann bedarf sie des Ankleidens überhaupt nicht.

Weiter haben wir Seine Excellenz den Oberbefehlshaber der Haustruppen, dessen Streitkräfte aus ungefähr ebensoviel Reuten bestehen, als man in andern Ländern unter einen Korporal stellt.

Sodann kommt der Küchenmeister und der Großstallmeister, hohe Würdenträger mit bescheidenen Gehalten und wenig zu thun, darauf Seine Excellenz der Oberbettmeister mit seinem prächtigen Titel und seinem leichten Amte.

Hierauf kommen wir zu Seiner Excellenz, dem Premierminister, einem amerikanischen Renegaten aus Newhampshire. Er ist ganz Maulwerk, Eitelkeit, Bombast und Ignoranz, ein Advocat vom ordinärsten Caliber, ein geborner Gauner, ein demüthiger Anbeter des Scepters über ihm, ein Reptil, das nie

müde wird, höhnische Wiße auf sein Geburtsland zu reißen und das zehn Acker große „Reich“ zu preisen, welches ihn adoptirt hat — Salair 4000 Dollars, ungeheure Bedeutung für die Welt und keine Nebeneinkünfte. Als dann haben wir Seine Excellenz den Reichsfinanzminister, der jährlich etwa eine Million Dollars durch seine Hände gehen sieht, sein „Jahresbudget“ mit großer Feierlichkeit vorlegt, wunderbare Reden von „Finanzkunst“ redet, imposante Pläne für die Bezahlung der „Staatsschuld“ andeutet (dieselbe beträgt 150,000 Dollars) und das Alles für 4000 Dollars jährlich und undenkbaren Ruhm leistet.

Zunächst folgt dann Seine Excellenz der Herr Kriegsminister, der über die königlichen Armeen gebietet. Dieselben bestehen aus zweihundertunddreißig bewaffneten Kanakas, meist Brigadegenerale, und wenn das Land je in Streit mit einer fremden Macht geräth, so werden wir vermuthlich von ihnen hören. Ich lernte einen Amerikaner kennen, dessen aus einer Kupferplatte bestehende Visitenkarte die eindrucksvollen Worte enthielt: „Oberstleutnant in der königlichen Infanterie.“ Wollte ich sagen, er wäre auf diese Auszeichnung stolz gewesen, so würde das die Sache nicht halb ausdrücken. Der Kriegsminister verwahrt in seiner Spielsachenschachtel auch ein paar ehrwürdige Böller, die auf Punchbowl-Hill stehen, und mit denen man Salutschüsse abfeuert, wenn fremde Kriegsschiffe in den Hafen einlaufen.

Nach diesem kommt Seine Excellenz der Marineminister — ein Nabob, welcher die „königliche Flotte“ (einen Dampfschlepper und einen Schooner von 60 Tonnen) regiert.

Hierauf folgt Seine Gnaden, der Herr Bischof von Honolulu, der oberste Würdenträger der „Staatskirche“, d. h. der bischöflichen Hochkirche. Denn als die amerikanischen Presbyterianer-Missionäre mit der Bekehrung der ganzen Nation zum Christenthum fertig waren, trat die eingeborne Monarchie herzu und errichtete über ihrem Werke das erhabne Gebäude einer „Staatskirche“, zu welchem Ende man einen wohlfeilen in England auf Lager vorrätigen Bischof importirte. Der Verdruß der Missionäre ist, da Fluchen und Kästern unzulässig, niemals in seiner ganzen Intensität zum Ausdruck gelangt.

Alsdann kommen Seine Excellenz der Minister des öffentlichen Unterrichts, die Gouverneure von Oahu, Hawaii u. s. w., ebenfalls lauter Excellenzen, und ein Bündel Oberrichter, Richter und anderes Kleinvieh, das zu zahlreich ist, um hier aufgezählt werden zu können.

Schließlich haben wir noch etwa ein Duzend fremdländische Würdenträger: den außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Seiner Kaiserlichen Majestät des Kaisers der Franzosen, den Gesandten Ihrer britischen Majestät, den Ministerresidenten der Vereinigten Staaten und sechs oder acht

Vertreter anderer fremden Nationen, alle mit schallenden Titeln, imposanter Haltung und einem auf Sparsamkeit hinweisenden Einkommen.

Nun denke man sich diese ganze Pracht in einem Theater-Königreich, dessen ganze Bevölkerung noch keine sechzigtausend Seelen beträgt. Aber das Volk ist so sehr an neungliederige Titel und kolossale Magnaten gewöhnt, daß ein fremder Prinz in Honolulu nicht mehr Aufsehen erregt als ein Congreßmitglied aus dem Westen in New York.

Und wolle man im Gedächtniß behalten, daß es eine genau vorgeschriebene „Hoftracht“ von so verblüffender Natur giebt, daß im Vergleich damit ein Hanswurst in einer Bereiterhude zahm und gewöhnlich aussehen würde, und daß jeder hawaische Würdenträger eine seiner amtlichen Stellung zugetheilte prachtvolle, bunte, goldgestickte Uniform hat. Nicht zwei derselben gleichen sich, und es ist schwer zu sagen, welche am meisten „schreit“. Zu bestimmten Zeiten giebt's „Cour“ bei Hofe, wie anderswo, und wenn diese verschiedenen Uniformen sich dort sammeln, so müssen Leute mit schwachen Augen das Schauspiel durch rauchgeschwärztes Glas betrachten. Ist nicht ein wohlthuender Unterschied zwischen dieser Schaustellung und derjenigen, welche die Ahnen einiger dieser Magnaten den Missionären nach der Kleidervertheilung darboten? Siehe, was Religion und Civilisation alles zu Stande gebracht haben!

Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung.*)

Wir sind im Augenblick keineswegs arm an Zeitschriften für das Fach der deutschen Sprache und Literatur. Die von Haupt, die Germania Franz Pfeiffer's jetzt Bartsch, die von Höpfner und Zacher in erster Reihe, dazu noch der Anzeiger des Germanischen Museums, der doch zum großen Theil wenigstens für die deutsche Literaturwissenschaft arbeitet, ganz abgesehen von anderen, welche bei einem allgemeineren Programm mit Vorliebe deutsche Themata berühren, so die Zeitschriften für Sprachvergleichung und Völkerpsychologie, in denen die deutsche Sprachkunde sehr stark vertreten ist, die verschiedenen Literaturhistoriker und Bibliographisten, wie das Serapeum Gosche's, jetzt Schnorr's Archiv, wo sich ebenso die deutsche Literatur ganz von selbst in den Vordergrund der Weltliteratur stellt. Kommt dazu noch, wie wir sicher hoffen, sehr bald From-

*) Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. Im Verein mit Fachgelehrten und Literaturfreunden herausgegeben von J. M. Wagner. Wien, Rubasta u. Voigt. 1873. —